

Schule der 10-14 Jährigen in Vorarlberg –
Kommentar von ao. Univ.-Prof. (i.R.) Dr. Alfred Schirlbauer

Die Berge kreißen, und (nicht einmal) ein Mäuslein ward geboren. Was man nicht alles erheben kann! Was man nicht alles von „Betroffenen“ erfragen und anschließend in simplen Balkendiagrammen darstellen kann! – Erziehungswissenschaft am Tiefpunkt ihrer Entwicklung und gleichzeitig am Höhepunkt ihrer politischen Bedeutsamkeit, weil Dienstbarkeit. Nirgendwo ein Gedanke oder auch nur ein Hinweis darauf, dass es sich bei der Entscheidung (!) für die Gesamtschule um eine Entscheidung handelt, welche in der Tat nichts weniger als eine historische Zäsur kaum verantwortbaren Ausmaßes bedeutet. Dass das Gymnasium sich einer spezifischen Bildungsidee verdankt, nämlich der neuhumanistischen der W. v. Humboldt, F. E. Niethammer und anderer, einer Idee, welche Europa zu Europa gemacht hat, davon scheinen die Autoren dieser Studie nichts zu wissen. Mit Ideen, Gedanken und Begründungen für oder gegen eine Schulform will man nichts zu tun haben. Man befragt lieber Eltern von VS-Kindern, NMS-Schülern und auch die anderen von der AHS. Man fragt auch die Lehrer der betreffenden Schulen. Man fragt so, als ginge es um die Frage, ob die Fahrer von SUVs eine Sondersteuer entrichten sollten, was die Fahrer der entsprechenden Autos dann seltsamerweise ablehnen. Kein Wunder also, dass z. B. die VS-Lehrerinnen dann eher gegen die VS-Noten als Übertrittskriterium sind. Eine heillose Fragerei mit ebenso heillosen mehr oder weniger relevanten Antworten, wobei natürlich – wie immer bei Auswahlmöglichkeiten zwischen drei oder vier Alternativen – von den unterschiedlichen Motiven für oder gegen eine Variante nicht mehr die Rede sein kann. Diesbezüglich wissen selbst Wahlanalytiker mehr, auch wenn sie es nicht immer sagen. Die Studie liest sich wie ein Fluchtversuch vor den Mühen des Denkens. Man fragt z. B. die Betroffenen, ob sie sich von der gemeinsamen Schule mehr Chancengerechtigkeit erwarten. Was Chancengerechtigkeit bedeutet, scheint irgendwie fraglos zu sein. Aber was heißt das? Schon die Frage, wieso jetzt von Chancengerechtigkeit die Rede ist und nicht mehr – wie früher – von Chancengleichheit, könnte m.E. irritieren. Was ist eine Chance in diesem Zusammenhang überhaupt? – Eine Karrierechance, eine Chance auf ein glückliches Leben oder eine Chance auf Bildung. Was heißt Bildung? Sind „die Gebildeten“ glücklicher oder auch nur

ökonomisch erfolgreicher? Wo und wann wurde je überzeugend bewiesen, dass Bildungswegentscheidungen mit dem 14. Lebensjahr „gerechter“ als die mit dem 10. Lebensjahr sind? Könnte es nicht auch sein, dass Schüler mit höherem Leistungspotential diese in der gemeinsamen Schule nicht entfalten, dass sie sich vielleicht eher mit einem durchschnittlichen Leistungsniveau anfreunden, z. B. aus falsch verstandener Solidarität? Dass es diesbezügliche Befürchtungen gibt – ja, auch das zeigt diese Studie. Nicht zeigt sie, ob diese Befürchtungen begründet sind.

Wie viele andere empirische Erhebungen im Bildungsbereich operiert auch diese mit unreflektierten Begriffen, im Grunde mit dem Alltagsverstand der Zeitgenossenschaft. So stellt sie z. B. fest, dass Vorarlberger LehrerInnen eine „deutliche Präferenz zu einem konstruktivistischen und kompetenzorientierten Lehrerbild“ zeigen. Das kann man sagen, aber nur dann, wenn man nicht nachdenkt, sich aller theoretischen Bemühungen entschlägt. Was ein konstruktivistisches Lehrerbild ist, hätte ich gerne erfahren. Vermutlich wissen es weder die Fragesteller, noch die Befragten. Ziemlich genau dieselben Lehrer („deutlich über 90%“) sind nämlich der Ansicht, dass es „ihre zentrale Aufgabe sei, Schülern zu einem realistischen Selbstbild zu verhelfen“. Wie geht das? Konstruktivismus und Realismus in einem Kopf? Oder: Konstruktivismus nur für die Lehrer, Realismus als Erziehungsziel für die Schüler? Wenn damit allerdings gemeint sein sollte, „eigenes Nachfragen der Schüler zu unterstützen“, so darf man den Autoren der Studie vielleicht sagen, dass man dazu weder Konstruktivismus noch Realismus braucht, dass es sich hier um einen Gemeinplatz erster Klasse handelt und dass sie besser vorsichtig sein sollten mit dem Gebrauch von Theoremen, die sie nicht verstehen. Auch muss man sich noch lange nicht als bloßer Coach, Begleiter oder sonst wie modisch verstehen, wenn man das Nachfragen der Schüler unterstützt. Gute Lehrer haben das immer schon gemacht, vielleicht auch, weil sie nur den Menon-Dialog Platons gelesen haben.

Kurzum: Es liegt an den Begriffen, die diese Studie gebraucht und gedankenlos verbraucht. Es liegt an einem Mangel an pädagogischer Theorie, dass aus dieser Studie nichts herausspringt, was irgendwie einen Schluss auf die GS oder auf sonst irgendetwas zuließe. Anders – nämlich erkenntnistheoretisch – formuliert: Aus der Feststellung, wie etwas ist bzw. wie Menschen irgendetwas sehen und beurteilen, lässt sich nicht schließen, wie etwas sein soll. All das, was hier erhoben

und erfragt wurde, mag korrekt erhoben worden sein. Den Kärnerfleiß, der hier am Werke war, darf man auch loben, wenn man will. Ein Argument für die GS ergibt sich daraus nicht. Die Entscheidung dafür wird auch nicht rationaler, wenn man stattdessen von „Weiterentwicklung“ redet. Im Gegenteil: Wer hier von „Weiterentwicklung“ redet, muss sich vorhalten lassen, dass er ein bisschen schummelt. (Man lese dazu: Uwe Pörksen, Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur. „Entwicklung“ behandelt er hier an prominenter Stelle und ausführlich. Weiterentwicklung suggeriert Fortschritt, Zukunft, ist positiv konnotiert. Wer wäre nicht für Entwicklung? Wer wäre stattdessen für Stagnation? Damit wird Stimmung gemacht und das Gemeinte verschleiert.)

Im Grunde schrumpft die Substanz dessen, was hier als „Begründung“ für die „Weiterentwicklung“ der Schule der 10-14 Jährigen angeboten wird, auf wenige Sätze dessen, was im 2. Band der Studie unter „Empfehlungen zur Weiterentwicklung...“ angeboten wird.

Hier heißt es – und diese Sätze verdienen es, genau gelesen zu werden - :

„Die Erhebungen im Rahmen des Projekts [...] haben gezeigt, dass die Bildungswegentscheidung von der Grundstufe in die Sekundarstufe im Alter von 10 Jahren wesentlich durch die Nähe des Elternhauses und das Bildungsangebot in der Wohnregion der Familie bestimmt ist. Um Kindern und Jugendlichen unabhängig von ihrer sozialen, gesellschaftlichen und regionalen Herkunft dieselben Chancen auf eine ihren Talenten, Interessen und Fähigkeiten entsprechende Schullaufbahn zu geben, sind in der Weiterentwicklung der Schulen der 10-14 Jährigen die Einflussfaktoren sozioökonomischer Hintergrund und Wohnregion möglichst gering zu halten. Bei Berücksichtigung der Ergebnisse der umfangreichen (in der Tat, A.S.) Befragungen von Lehrpersonen, SchülerInnen und Eltern sowie den Überlegungen aus den Fachgruppen kommt die Mehrheit der LeiterInnen der Arbeitsgruppen zum Ergebnis, dass bei Umsetzung eines Konzepts, das alle Schülerinnen und Schüler in den jeweils spezifischen Talenten und Fähigkeiten fördert und fordert, eine gemeinsame Schule den besseren organisatorischen Rahmen bieten würde, um die Qualitätsziele zu erreichen.“

Diese Sätze enthalten nichts, was man nicht schon zu Genüge aus diversen OECD-Studien (Education at a glance) erfahren hätte und in gefühlten 100 Kommentaren in „Der Standard“ hat lesen müssen. Ja,

das Elternhaus hat großen Einfluss auf die Entwicklung des Kindes: eine wahrhaft bahnbrechende Erkenntnis. Also ist dieser Einflussfaktor möglichst gering zu halten!? Wie das? Sollen Familien und Elternhaus möglichst keinen Einfluss haben? (Unmaßgeblicher Einschub: Auch der Wohnort soll dies nicht!? Vorarlberger Kinder sind in puncto Schirennläuferkarrieren schwer bevorzugt gegenüber den Burgenländern. Sollte man jetzt erwägen, vielleicht den Arlberg zu schleifen, um Chancengerechtigkeit herzustellen?)

Unabhängig davon und auch davon, dass die Studie nichts zur Kenntnis nimmt, was auf dem Gebiet familiärer und schulischer Sozialisation schon geforscht wurde (man denke hier an die Forschungen im Anschluss an Bourdieu/Passeron und Bernstein), eines muss man den Autoren doch zugute halten. Sie versuchen zwar auf ca. 300 Seiten, dem Leser die „Weiterentwicklung“ der Schule der 10-14 Jährigen irgendwie angestrengt nahezu legen. Letztendlich behaupten sie aber nicht, dass diese Weiterentwicklung das Ergebnis der Studie wäre. Vielmehr gibt man zu, dass nur „die Mehrheit der LeiterInnen der Arbeitsgruppen aufgrund der Berücksichtigung der Ergebnisse der umfangreichen Befragungen zu dem Ergebnis kommt“. – Anders ausgedrückt: Weil aus noch so umfangreichen und (sauber durchgeführten) Erhebungen eine derartige Wertentscheidung nicht herauspringt, hat man sie eben schon vorher oder fügt sie hinzu.

13.12.2015